

o/k Nekr Z
775
0005

~~1885.7.~~

Zentralbibliothek Zürich

Erinnerungen

an

Ferdinand Behender

1829 - 83

Rektor der höhern Töchterschule und des Lehrerinnen-Seminars
in Zürich.



(Separatabdruck aus der Neuen Zürcher-Zeitung.)



Zürich,

Druck von Zürcher & Furrer.

1885.

J. 25

Erinnerungen

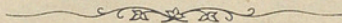
an

Ferdinand Behender

Rektor der höhern Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars
in Zürich.



(Separatabdruck aus der Neuen Zürcher-Zeitung.)



Zürich,

Druck von Zürcher & Furrer.

1885.

Es wäre eine schöne und dankbare Aufgabe, ein vollständiges Lebensbild des Mannes zu zeichnen, dessen Hinschied so zahlreiche Schülerinnen und Freunde mit seiner Familie betrauern; aber der Raum dieses Blattes, wie die dem Schreiber dieser Zeilen zu Gebote stehende Zeit verlangen eine Beschränkung auf kürzere Mittheilungen, und so mögen dieselben denn namentlich weniger Bekanntes und zugleich für Bildungsgang und Entwicklung der Persönlichkeit des Verewigten Bedeutsames hervorheben. Dem schönen umfassenden sichern Wirken ging eine lange schwere Vorbereitungszeit voran, und die, welche von ihm unterrichtet und angeregt sich vielleicht seufzend fragen, wann und wie sie das Ideal erreichen werden, das er ihnen vorhielt und das sie in ihm vielleicht nach mancher Seite verwirklicht sehen, mögen zu ihrer Ermuthigung aus seinen eigenen Worten entnehmen, wie ernst und anhaltend auch er kämpfen und dulden mußte, bis er das ersehnte Ziel erreichte.

Ferdinand Zehender wurde am 5. Dezember 1829 in seiner Vaterstadt Schaffhausen geboren, am grünen Rheinstrom, den er so gern besang. Ein etwas älterer Bruder und drei jüngere Schwestern bildeten den häuslichen Kreis, in dem er unter der treuen Leitung seiner Eltern Kaspar Zehender († 1880) und Franziska, geb. Stockar († 1871), aufwuchs. Der Vater, ein kleiner, kräftig gebauter, lebhafter Mann, gehörte dem geistlichen Stande

an, wirkte aber als Lehrer am Gymnasium, besonders für Geschichte, und hatte eine Amtswohnung im Gebäude dieser Anstalt, die er auch beibehielt, als er 1851 bei Anlaß einer Schulreorganisation zum Direktor und Lehrer der beiden Realschulen ernannt wurde; die Mutter, schon frühe am Gehör leidend, war eine stille, sinnende Natur. Der begabte Sohn durchlief die Schulen seiner Vaterstadt ohne Störung, und empfing insbesondere von Prof. Götzinger, in dessen Hause er gern gesehen war, für deutsche Sprache und Poesie viele Anregung. Wie die Neigung zur Theologie in ihm entstand, ob durch den Unterricht des ihn (1846) konfirmirenden Geistlichen Helfer Maurer, eines trefflichen, in jüngeren Jahren verstorbenen Mannes, wissen wir nicht; eine Notiz sagt uns, daß er zu Weihnachten 1845 den Entschluß gefaßt, diesem Studium sich zuzuwenden. Schon im Jahre 1846 war er Mitglied des Zosingervereins, und trat dadurch in freundliche Verbindung mit Studirenden anderer Schweizerstädte. Nach Absolvirung des Gymnasiums im Frühjahr 1847 ging er an das in Schaffhausen damals noch bestehende Collegium humanitatis, eine Art theologischer Fakultät, über, und blieb an derselben bis Herbst 1848, da die gewaltigen Stürme, welche damals zuerst die Schweiz und dann ganz Europa erschütterten, seinen Eltern es wünschbar erscheinen ließen, den Sohn noch nicht in die Fremde ziehen zu lassen, zumal da im Februar 1847 der älteste Sohn Karl nach längerem schwerem Leiden ihnen durch den Tod entrisen worden war. Das frische, freudige Leben, das Ferdinand bis anhin genossen, und in dem der körperlich und geistig gesunde Jüngling ungestört sich hatte entwickeln können, wurde durch den Verlust des geliebten Bruders zum ersten Mal vom bitteren Schmerze unterbrochen. Drei Semester, vom Herbst 1848 bis Ostern 1850 brachte er dann in Halle, zwei von Ostern 1850 bis 1851 in Berlin zu. Daß er dort Tholuck und Julius Müller, hier Neander und Nitzsch hörte, ist das Einzige, was wir von seinen theologischen Studien sagen können;

besondere persönliche Eindrücke scheint er aus dem Kreise der Fachgelehrten nicht empfangen zu haben. Mehr schöpfte er aus den Anregungen, die ihm das Leben im Umgang mit gleichstrebenden Freunden und in den mannigfaltigen Erscheinungen der preussischen Residenzstadt bot. Die Anschauung der Kunstschätze, der Besuch des Dramas, auch musikalischer Aufführungen, ganz besonders aber die edle Geselligkeit, die ihm im Kreise einer in größter Stille lebenden, aber reich an Geist und Herz gebildeten Familie zu Theil wurde, entfalteten in ihm den Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne, und erweckten in ihm das Streben nach einer alle Seiten des Lebens, der Kunst und Wissenschaft vereinigenden und verklärenden Weltanschauung und Wirkungsweise, als deren tiefster Grund ihm das Christenthum, nicht die dogmatische Kirchenlehre, sondern die reine, frische, alles Menschliche achtende und versöhnende Lebenswahrheit feststand. Wir dürfen wohl als den treffendsten Ausdruck seiner Auffassung der christlichen Religion das Wort 1 Kor. 3, 21—23 bezeichnen. Schon damals war es ihm Bedürfniß und Freude, seine Empfindungen in poetischer Form darzustellen und zu verklären, und so mögen die nachstehenden Verse, die er einem Freunde beim Abschied von Berlin (März 1851) ins Stammbuch schrieb, seinen damaligen Standpunkt in der Theologie, dem er unter mancherlei Entwicklungen stets treu geblieben ist, darstellen:

Wir studiren beide die Theologie,
 Das bewegt mich, Freund, ich weiß nicht wie.
 Sollen wir weinen drüber oder uns freu'n,
 Oder sollen wir kalt und gelassen sein?
 Die Kälte, sie macht uns leer und alt,
 Der Thränen Trost, er zerrinnt so bald.
 Nur der Muth, uns dieses Berufes zu freu'n,
 Er kann noch unsere Hülfe sein.
 Doch dann nur trägt uns dieser Muth,
 Wenn wir mit jugendlicher Gluth
 Umfassen, lieben, erobern kühn,

Was durch der Menschen Herz und Sinn
 Gezogen je mit edler Macht
 Erhellend der Erde dämmernde Nacht.
 Die Flur der Kunst — und des Wissens Feld,
 Und des Lebens Spiel — Alles ist unsre Welt!
 Nur alles zusammen in Harmonie
 Gibt einst die wahre Theologie!

Zehender reiste durch die Rheinlande nach Schaffhausen zurück und bereitete sich hier auf die theologische Prüfung vor, in der damals auch diejenigen Fächer mit begriffen waren, die jetzt in der Maturitätsprüfung und der propädeutischen Prüfung absolvirt werden. Mitte Dezember 1851 hatte er die lange Reihe der schriftlichen und mündlichen Fragen bestanden, und schreibt im Gefühle der glücklich abgelegten Rechenschaft Folgendes:

„Einiges Einzelne zur Charakteristik unserer Examinir-
 methode interessirt Dich vielleicht. In der Clausur hatte ich sehr buntgemischte Fragen zu beantworten, z. B. über den Antichrist, das tausendjährige Reich, die Adiaphora, die *vocatio interna*, den Calixtus, den Thomasius, den Anselmus und seine *satisfactio* &c. Im Latein mußte ich aus Sallust übersetzen, im Griechischen aus Justinus Martyr, in der Geschichte die *fata* der Römer erzählen und in der Philosophie Kants System darstellen; in der Pädagogik meine Ansichten geben über ein in unserm Kanton neu sanktionirtes Schulgesetz. Im Hebräischen wurde das mir sehr willkommene 40. Kapitel des Jesajas durchgenommen, in der Neutestamentlichen Exegese eine Stelle aus dem Philipperbrief (2, 6—11), in der Kirchengeschichte sollte ich, o Unstern, die Missionsgeschichte der neueren Zeit erzählen, die mir theilweise im Halse stecken blieb, in der Dogmengeschichte Einiges von Irenäus, Origenes und Arius sagen, leider einem schlechten Examinator gegenüber, und in der Symbolik die Konfessionen erzählen. Endlich in der Dogmatik kam die Lehre von der Sünde zur Sprache, in der Ethik das Netz eines ethischen Systems und die speziellen Regeln über die Selbsterbauung;

in Katechetik und Homiletik kreuzten die Fragen sich unterhaltend durcheinander.

Ein Freudentag, wie ich wohl nicht bald wieder einen erlebe, war der Tag meiner Probe=Predigt, in der es mir vergönnt war, vor ziemlich zahlreichem Publikum nach Anleitung meines Textes, Titus 3, 8, meine Hoffnung vom Christenthum in der höchsten mir zu Gebote stehenden Form auszusprechen.

Nach einer gebundenen praktischen Wirksamkeit verlangt es mich zunächst noch nicht; ich fühle einstweilen noch zu viel Fluglust in mir, als daß es mich schon in ein stilles Dörfchen zöge; auch habe ich in Schaffhausen keinen Ruf solcher Art zu erwarten. Darum fliege ich einstweilen nach Behagen in meiner Stube herum, bis mir die Schwingen gewachsen sind, um wieder weiter zu fliegen, und wie viel Zeit dazu erfordert wird, kann ich nicht bestimmen."

Es dauerte nicht lange, so bot sich ihm reichliche Arbeit. Er wurde im Frühjahr 1852 zum Gemeinhelfer (Hülfsprediger) ernannt und hatte als solcher an den Sonntagen je in denjenigen Gemeinden des Kantons zu funktionieren, wo Aushülfe nöthig wurde; zeitweise mußte er auch in kleinern Gemeinden sämtliche Pfarrgeschäfte vikariatsweise besorgen, so in Hemmenthal. In derselben Zeit wurden ihm Religionsstunden an der Knabenrealschule übertragen, und zugleich erhielt er die Stelle eines Hauslehrers bei einem Knaben, der spezieller Leitung bedurfte. Letztere Aufgabe führte er 5 $\frac{1}{2}$ Jahre nicht ohne manche Schwierigkeiten durch. So war ihm von vorn herein mehr die Aufgabe des Erziehers als die des praktischen Geistlichen zugewiesen; und so wenig er die theologischen Fragen und Aufgaben gering achtete, so lag ihm doch ebenso sehr das praktische Arbeiten an der Menschenseele, insbesondere an der jugendlichen, ihre Einführung in das Heiligthum der Wahrheit am Herzen, und seine Aeußerungen über die hiebei gemachten Erfahrungen zeigen schon beim 23jährigen Jünglinge ganz die Richtung, die

sein Wesen während seinen Mannesjahren einschlug. Wir lassen ihn hierüber selbst sprechen :

Mai 1852 :

„Ich bin nun seit einer Woche tüchtig eingespannt in pädagogisches Fuhrwerk aller Art, wozu es, wie ich täglich merke, noch andere als Pegasus-Eigenchaften bedarf, um nicht im Sand oder Schlamm stecken zu bleiben.

Was gibt es da nicht Alles erst zu lernen, woran Keiner vorher gedacht hat ! Wie viel leichter ist es, Wissen zu sammeln, als es wieder an den Mann zu bringen ; aber doch erst, wenn es auf diese Weise erprobt und geprüft wird, wird es recht zu unserm Eigenthum. Es ist etwas Schönes um die Wissenschaft, aber die Wurzeln, mit denen erworbene Kenntnisse in unserm Innern sich für immer befestigen und einsenken, wachsen doch erst durch Anregung des Lebens, sei's des innern oder des äußern.

Bloßes Privatstudium ist zu einförmig, zu wenig von feststehenden Abschnitten oder Ereignissen unterbrochen, als daß es einem durstigen und hungrigen Menschen volle Nahrung geben könnte. Gedanken allein füllen nicht genug, man muß dabei auch fürchten und hoffen, lieben und hassen können ; dann fließt auch in die Gedanken ein lebendiges Interesse mit ein.

Das Gemüth tritt nothwendig mit in das Verhältniß zu der zu unterrichtenden Jugend, und so handelt dabei der ganze Mensch, nicht nur sein Kopf ; eine solche Art Thätigkeit gibt immer nur die wahre Befriedigung. Eigentlich wäre sie von jedem Lehrer zu verlangen ; aber vom Religionslehrer doch in ganz besonderem Maße.

Ueber seine Stellung zur Theologie schreibt er schon im Oktober 1851 :

„Ich merke, wie sich meine theologischen Ansichten nach und nach fixiren, stets möglichst fern von aller starren Gelehrsamkeit und Schuldogmatik. Theologie und andere Wissenschaften, oder wenigstens das daraus entspringende Bewußtsein sollten immer mehr zusammenfließen und die spanischen Wände rings um die Theologie herum fallen.

Die Dogmen müssen aus dem Bewußtsein unserer Zeit reproduzirt werden, das scheint mir der einzige Weg, wie die christliche Wahrheit der Weisheit der Zeit gewachsen bleiben kann. Aber dazu wird eine große Kraft erfordert; wer hat sie?"

Ähnlich September 1852:

"Der Boden, auf dem ich wirke, ist eng, das verberge ich mir nicht und die Atmosphäre manchmal etwas erlahmend; aber er hat auch seine großen Vorzüge, er bindet mich nicht für jeden Augenblick an gewisse Geschäfte, läßt mir ordentlich Zeit, mich auch nach andern Seiten hin zu bewegen. Und gegen jene Enge fühle ich fortwährend einen instinktmäßigen Reaktionstrieb, der mich warnt, von den Verbindungen über die Schaffhauser-Grenzen hinaus irgend eine abzubrechen und mich mahnt, dieselben so lebhaft als meine Verhältnisse es erlauben, zu unterhalten.

Kommentare von Luther und Calvin lese ich kursorisch; mit Vorliebe pflege ich eigentlich mehr in den Vorhöfen der Theologie zu weilen und da das Verhältniß zu betrachten, in welchem sie zu den Hauptmächten der Zeit, Naturwissenschaft, Kunst, Politik, Philosophie zc. steht. Im Predigen und Lehren gewinne ich immer mehr Begeisterung und Dreistigkeit; denn letztere ist auch nöthig, besonders in der Schule; je positiver, desto besser (positiv nicht religiös genommen), nur wenn man den Schülern Sicherheit und Selbstgewißheit zeigt, bekommen sie Respekt, das merke ich immer mehr."

Eine andere Seite derselben Anschauung spricht sich in folgenden Worten aus:

"Ich glaube, es ist auch nicht von ohngefähr, daß gerade beide, Luther und Zwingli, lebensfrohe Leute waren; sie sollen uns auch hierin Vorbilder sein; ihnen gleich sollen wir das Leben unter allen Umständen als ein frohes Geschenk, nicht als eine Last oder Bürde betrachten und dürfen ihm darum auch so viel Freude und Fröhlichkeit in Ehren, als nur immer möglich ist, ab-

ringen, zumal in der Jugend; auch darum ist jenes düstere Christenthum, das jeden fröhlichen Genuß verdächtigt, unprotestantisch und unchristlich."

Schon jetzt war Zehender von dem Wunsche erfüllt, auch auf das geistige Leben weiterer Kreise etwas zu wirken. Es fehlte ihm im Verkehr sowohl mit seinen Fachgenossen, als mit der Einwohnerschaft der Stadt Schaffhausen das frische Leben, das in ihm sich regte und für welches er Verständniß, Entgegenkommen und für sich selbst Anregung suchte. Der Gesichtskreis der Geistlichen wie der seiner täglichen Umgebung kam ihm zu eng, zu beschränkt vor. So sagt er:

März 1853:

„Meinen Papa ausgenommen, weiß ich keinen Kollegen, besonders unter den jüngern, der in der Anschauung von der Aufgabe der Geistlichen in unserer Zeit, sowie Ihr, mit mir einig ginge.

Am meisten mangelt mir anfeuernder, theologischer Umgang; ich stehe hierin ganz allein und an sonstiger Geselligkeit bin ich auch blutarm, so weit mich nicht meine Hofmeisterei hie und da in einen gesellschaftlichen Abend hineinzieht, was mir oft zu großer Erquickung dient."

Und er freut sich, wenn auswärts wohnende Freunde ihn in seiner freieren Ansicht des theologischen Berufs gegenüber der Schaffhauser Geistlichkeit mit ihrem „Gesichtskreis von acht Quadratmeilen oder vielleicht oft nur vom Umfang der Studirstube oder des Pfarrhauses sammt Keller und Garten" bestärken.

Dem gegenüber ist es stets sein Lieblingsfeld, die Brücken zwischen Christenthum und weltlicher Bildung aufzufuchen oder Steine dazu herbeizutragen. „Alles bestärkt mich darin, daß unsere Zeit in religiöser Beziehung solcher Brücken vor Allem nöthig hat."

Der Mittel, welche er verwandte, um solche Brücken zu schlagen, waren manche. Schon im März 1853 schreibt er:

„Mich beschäftigen angenehm eine Reihe von Vorträgen,

die ich hier wöchentlich vor einem wenn auch nicht sehr zahlreichen, gemischten Publikum hielt über das Verhältniß des Christenthums zur Bildung, d. h. zur Naturbetrachtung, Kunst, Wissenschaft; es war etwas gewagt, ich mußte mich darauf gefaßt machen, ganz im Stich gelassen zu werden, doch hat sich eine treue Herde von 30 bis 40 Personen gefunden, die ich nun als eine bescheidene Gemeinde betrachtete und nach besten Kräften zu unterhalten, zu überzeugen und zu erbauen suchte. Auch meinen Schülern halte ich einen Abend in der Woche eine Art Vorlesung über meine Berlinerreise, durchwoben von Notizen aus der Geschichte, Kunst, Kirchengeschichte und mitunter auch religiösen Motiven und Gedanken, und sie kommen zahlreich und eifrig. Zu predigen habe ich auch genug, als fahrender Apostel von Kanzel zu Kanzel, und finde darin viel Erfrischung und steige fast mit jedem Male wieder mehr aus der Kathederluft herab in die Lebensluft, aus dem Dogma ins individuelle Beispiel, aus dem Gedanken ins Bild und in die Geschichte, und fühle auch mit jedem Male wieder, welcher hoher Beruf vor Vielen uns Theologen gegeben ist, über die höchsten Angelegenheiten vor den Menschen zu reden, und wie dies in den eignen Geist wieder eine andere Art Frische und Leben gießt, als der Trunk der edeln Wissenschaft."

Auch litterarisch suchte er das gleiche Ziel anzustreben durch eine Schrift, in welcher er das Verhältniß verschiedener Zeitrichtungen zum Christenthum schilderte, und zwar in Gesprächen, von denen das erste die Befriedigung durch den bloßen Naturgenuß, das zweite die Vergötterung der Kunst als wahrer Religion, das dritte eine pantheistisch-poetische Weltanschauung dem Christenthum gegenüber stellen sollte. Dieser Entwurf fand aber keinen Verleger, und ein Versuch, im nächsten Winter wieder Vorträge zu halten, scheiterte, weil nur 8 Personen sich meldeten. Ueberhaupt fängt allmählig der Wunsch nach einem bestimmter abgegrenzten Wirkungskreise an, sich geltend zu machen. Er schreibt (September 1853):

„Wenn ich seit den Sommerferien jeden Sonntag fast wieder in einem anderen, bald mehr, bald weniger idyllischen Pfarrhaus übernachtete, so wollte mich manchmal ein bißchen Sehnsucht ankommen, aus der Musterkarte meiner gegenwärtigen Beschäftigung, die zusammengelekt ist aus $\frac{1}{4}$ Prediger, $\frac{1}{4}$ Jugendlehrer, $\frac{1}{4}$ Hofmeister und $\frac{1}{4}$ Privatstudios und Bibliothekswurm, und oft sollt' ich noch ein fünftes Viertel hinzuthun, damit auch der Mensch lebe, und kann nicht — heraus in die wenigstens gleichförmige Luft einer Landgemeinde. Und doch weiß ich, daß mir dort Vieles fehlen würde. Darum muß ich auch gewissermaßen mein Kreuz auf mich nehmen, das bei mir in dem beständigen Wechsel der Rollen besteht, während doch der Grundtext stets derselbe bleiben soll, in dem Säen auf Glauben hin, da ich den Erfolg so oft nicht sehen kann.“

März 1856:

„Zu meinem bunten Allerlei von Geschäften ist nun noch die Besorgung einer kleinen Gemeinde gekommen, deren Pfarrer krank liegt; so bin ich also für kurze Zeit Deinesgleichen geworden, habe Konfirmanden zu unterrichten, Register zu führen, Kirchenstand zu präsidiren, Armen abzuhören und besonders in dieser schweren Zeit in der verwahrlosten Armenpflege Ordnung zu schaffen“.

Von der ersten Konfirmation, die er hier zu vollziehen hatte, sagte er:

„Wir haben doch das beste Theil gewählt unter allen menschlichen Berufsarten, wir, die wir uns bildeten, um Herzen und Geister anderer Menschen zum Ewigen zu bilden; keinem strahlt so aus der Menschenseele auch die ewige Wahrheit wieder in lichten Augenblicken zurück, als der schönste Lohn für Sorge, Noth und Arbeit.“

Ueber einen Geistlichen einer anderen Gemeinde schreibt er:

„Er hat im Bußeifer die Leute aus der Kirche gepredigt; schwärzer als er kann man Welt, Zeit und Menschen nicht ansehen; wenn das Christenthum wäre, wahr-

Ich, dann wollte ich jedem andern Geist auf Erden lieber dienen, als solchem Nachtgespenst. Könnte man nicht durch alle Sünde und Verzerrungen hindurch noch das lichte, göttliche Ebenbild, sei's auch nur in einem Blick, Wort, einer Thräne erkennen, so müßte uns die Hoffnung sinken; so aber können wir noch immer, nach dem Gebot, den glimmenden Docht nicht auszulöschen, mit einem Senfkornglauben uns ans Schwerste wagen."

Am Ende seines 25. Lebensjahres drängt sich unserm Freunde die Ungewißheit seiner Zukunft stark auf; an seinem Geburtstag spricht er sich hierüber in folgenden Worten aus:

"Man ist wohl nie mehr aufgefordert, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, als wenn man so auf der Grenzscheide zwischen Jugend und Mannesalter steht und hineinschaut in das Nebelmeer der Hoffnungen, Ahnungen, Wünsche und Sorgen, die sich vor unserm Blick über dem zweiten Vierteljahrhundert lagern, das uns erwartet. Ich bin noch kein „gemachter Mann“, wie ich's so gerne einmal wäre, ja ich werde nach unserm nun fertigen neuen Kirchengesetz erst mit dem heutigen Tage wählbar an eine geistliche Stelle und bin sogar noch weniger, als ich's vor einem Jahre war, da der Große Rath auch die Gemeinhelferstelle als entbehrlich abgeschafft hat; ich erwarte jeden Tag meine Absetzung."

Er schließt mit dem Seufzer:

"Was die Gegenwart nicht hat, pflege ich mir nach Kräften zu erträumen; dies geduldbringende Mittel auch Dir empfehlend, grüßt Dich herzlich

Dein F. Z., Spießbürger
zu Schaffhausen."

Das Jahr 1855 brachte die ersehnte Antwort auf jene Fragen; im März kann er den Freunden melden:

"Ich bin nun auch zum Religionslehrer an unserer Töchterrealschule ernannt worden, habe nun im Ganzen an beiden Schulen 16 Stunden wöchentlich zu geben, in welcher ich auf die flos unserer juventus nach Herzens-

lust und Gott gebe! segensreich einwirken kann, und ich bin dabei doch nicht von Stunden und Geschäften so überladen, daß ich nicht noch fortstudiren und dies und das produziren könnte. Ich habe nun eine feste Stellung in Schaffhausen und weiß, wozu ich da bin, und will nach unsern kirchlichen Verhältnissen in Schaffhausen für einmal viel lieber in der Schule wirken, als in der Kirche, in der Zuversicht, von da aus dem matten und kranken Geist, der unser kirchliches Leben lähmt, noch besser entgegenwirken zu können, als auf der Kanzel. Die religiöse Erziehung der Jugend meiner Vaterstadt wird nun mein Hauptaugenmerk sein und das Centrum meiner Thätigkeit bilden; hoffentlich kann ich dadurch etwas dazu helfen, diese Vaterstadt aus der geistigen und religiösen Lauheit, in der sie sich seit längerer Zeit befindet, nach und nach herauszuheben; das ist das Ziel, was mir für meine nächsten Lebensjahre nun vor Augen schwebt."

Der Wahl an die genannte Stelle war allerdings ein harter Kampf vorangegangen; sein Vorgänger wünschte einen Genossen seiner eigenen theologischen Richtung an dieselbe zu bringen, der Alters- und Studiengenosse von Zehender war und durch scharfen Verstand sich auszeichnete; um dessen Wahl zu erreichen, wurde neben andern gehässigen Schritten selbst das Mittel nicht verschmäht, bei den künftigen Schülerinnen Zehender zum Voraus wegen seines „Unglaubens“ zu verdächtigen. Der Erziehungsrath ließ sich indessen hiedurch nicht beirren, und Zehender faßte den redlichen Vorsatz, „die Schatten, welche die Pharisäer und Schriftgelehrten bis kurz vor Antritt seiner Stelle auf seinen Namen zu werfen suchten, durch Gewissenhaftigkeit, durch Liebe und Offenheit gegen die Kinder und durch die Macht der aus treuem Herzen ans Herz geredeten Wahrheit zu zerstreuen“.

Eine „Maistimmung“ war nun bei ihm eingetreten, in der er schreibt:

„Ich kann nicht genug sagen, wie meine jungen Weibchen und Rösschen und Vergißmeinnichte in der Schule

Tag für Tag mir Freude machen. Wir haben auf Erden das beste Theil erwählt in dem Berufe, Menschen zu bilden nach Gottes Ebenbilde; wenn ich der Freuden gedenke, die ich in diesen kurzen zwei Wochen in meiner Schule erfahren, so möcht' ich frisch behaupten: Es ist dieser Stand mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen! — Ich überzeuge mich täglich an den freundlichen Gesichtern, daß ich wohl nach und nach diese Herzen gewinnen werde."

Bald gelang es ihm auch wirklich, das Mißtrauen, das den älteren Schülerinnen eingepflanzt worden war, zu zerstreuen, und nach dem ersten Schuljahre konnte er schreiben:

„Die Schule wird mir immer mehr zur freundlichen Heimat, und die Kinder bezeugen mir auf alle mögliche Weise ihre Liebe; ich sehe, daß dies der Boden ist, auf welchem ich in Schaffhausen am meisten wirken kann.“

Ins Jahr 1856 fällt die erste Veröffentlichung eines Gedichtes. Um an die Liebessteuer für hartbetroffene Hagelbeschädigte im Kanton einen Beitrag geben zu können, ließ er ein „Gespräch zwischen zwei Landsleuten über den Lauf der Welt“, im Schaffhauerdialekt drucken (Brotmann, Schaffhausen 1856) und hatte die Freude, in kurzer Zeit die ganze Auflage erschöpft zu sehen. Nachdem er an der Jahreswende wegen des sogenannten Preußenhandels zum Feldprediger eines Bataillons berufen worden war, widmete er ein „Vaterländisches Gespräch zwischen Helvetia und Borussia“ der eidgenössischen Armee zur Erinnerung an ihren Winterfeldzug (Scheitlin und Zollikofer, St. Gallen, 1857). In Folge der Eröffnung der Eisenbahn nach Schaffhausen wurde er veranlaßt, einen „Illustrierten Reiseführer auf den Eisenbahnen und Seen der nordöstlichen Schweiz“ (Schaffhausen, Beck, 1857) zu bearbeiten, dem übrigens sein Name gegen seinen Willen beigelegt wurde. Im Herbst 1858 erschien von ihm in der Monatschrift „Schweiz“ ein Aufsatz über Joh. von Müller, dessen Nachlaß, insbesondere den Briefwechsel, er

damals revidirte; in Gelzers protestantischen Monatsblättern (Oktober 1858) eine übersezte Darstellung des Systems des französischen Philosophen A. Comte, im Frankfurter-Museum eine Novelle „Abwärts und Aufwärts“; ferner gab er eine Erzählung „Weltliches und Geistliches“ heraus, und 1860 zwei andere: „Der Leuenhof“ und „Die Schatzgräber“, beides „Erzählungen für das Volk“ (Scheitlin und Zollikofer, St. Gallen). Zu einem größeren litterarischen Unternehmen veranlaßte ihn der ungenügende Zustand der damaligen Schaffhauserpresse. Er gründete im Selbstverlag ein Wochenblatt, „Schaffhauserblätter“, das von Neujahr 1860 an in Groß-Oktav erschien und zunächst „Lokal-Nachrichten, dann aber jedesmal einen kurzen leitenden Artikel über religiöse Gegenstände, Armen-, Erziehungswesen, Gemeinnütziges u. dgl., und außerdem noch allerlei Erbauliches und Anregendes, aber keine Politik“ enthalten sollte. Ein wohlhabender Freund garantirte ihm für ein allfälliges Defizit. So konnte er für einen weiteren Kreis die Grundgedanken verkündigen, die ihn belebten. Sein Blatt fand freundliche Aufnahme, „eine unsichtbare Gemeinde von 6- bis 700 Abonnenten“, und er erfreute sich überhaupt allmählig einer immer wachsenden Anerkennung.

Die Redaktion dieses Blattes führte unsern Freund auch zur Betheiligung an einer theologisch-kirchlichen Tagesfrage. So friedfertig er gesinnt war und so wenig er seine Ansichten Andern aufzudrängen suchte, so entschieden war er aller Gewissensrichterei abhold, und persönliche Erfahrungen hatten ihn dazu geführt, aller pietistischen Ueberschwänglichkeit und Verfolgungssucht mißtrauisch gegenüberzustehen. Nachdem im November 1858 in der zürcherischen Synode der Versuch gemacht worden war, Professor Biedermann wegen seines Religionsunterrichtes am Gymnasium gleichsam als Nichtchristen vor das Gericht der Gläubigen zu ziehen, wurde es den Anhängern einer freieren Richtung zum Bedürfnis, sich gegen solche Angriffe zu einigen und ein Organ für ihren Standpunkt

zu gründen. Wie nöthig dies war, kann man sich heutzutage, nachdem die prinzipiellen Gegensätze längst durchgekämpft und beide Richtungen in den Landeskirchen der Schweiz vertreten sind, kaum mehr deutlich vorstellen. Es wurde Zehender übel verdacht, daß er auch nur an einer Versammlung theilgenommen, die über ein Zusammenhalten im angeführten Sinne sich berieth, und merkwürdig erscheint uns jetzt, wenn er Ende 1858 sagt: „Nur daß man wieder einmal von einer freieren Theologie redet, ist ein Gewinn.“ Darum freute er sich, daß eine neue Zeitschrift den Bestrebungen dieser Richtung den Weg in weitere Kreise bahnen sollte, „die bisher der Kirche unerschreibbar waren, und zu denen kein Missionsblatt und Traktätlein dringt“. Der Ton, welchen dann die „Zeitstimmen“ anstimmten, um der freisinnigen Theologie zu ihrem Rechte zu verhelfen, sagte aber Zehender nicht ganz zu. Lang, Biedermann, Hirzel gingen ihm zu scharf ins Zeug, ihre Polemik erschien ihm zu heftig, die Behandlung kritischer Fragen vor dem großen Publikum brachte nach seinem Dafürhalten die Gefahr mit sich, daß „diese Operationen für Viele den Duft von den heil. Schriften abstreifen, während die Kritik den Männern der Wissenschaft allein überlassen bleiben, das Resultat für die Gemeinde aber darin bestehen sollte, daß in diesen Schriften das als wahrhaft ächt und unvergänglich Erfundene ins Licht gestellt, das Andere als unwesentlich in den Hintergrund treten würde.“ Hinwieder war ein Aufsatz, den er den „Zeitstimmen“ einsandte, der Redaktion zu zahm und zu verschwommen. Er fand überhaupt, das Blatt sei mehr für Theologen als für Laien bestimmt und bemühte sich, in seinen Blättern religiöse Fragen mehr nach der praktischen Seite zu beleuchten. Dies hielt ihn aber nicht ab, ungesunden Aeußerungen entgegenzutreten und so erklärte er sich gegen die ihn abstoßende Art der Predigt und des ganzen Auftretens des Missionars Gebich, der damals in Zürich und Schaffhausen einen Sturm der Begeisterung bei den Einen, einen Ausbruch der Entrüstung und des

bittern Spottes bei den Andern hervorrief, so daß Zehender sich in seinem Gewissen gedrungen sah, entschieden Protest gegen die „Hebich-Anbetung“ einzulegen. Während er so nach rechts und links dem sich entgegenstellte, was nach seinem Gefühle der gesunden und im besten Sinne positiven Entwicklung des religiösen Lebens schädlich werden konnte, predigte er selbst stets mit Freuden, wohin er berufen wurde, denn ihm stand es fest: „Soviel Demüthigendes für den geistlichen Stand auch unsere Zeit bringt, so wird dies doch weit aufgewogen durch das Gefühl, daß in keinem andern Stand außer in dem unsrigen der Mann gewürdigt und autorisirt ist, über die höchsten und größten Dinge mit dem Volke zu sprechen und so das heiligste Feuer zu verwalten.“

Trotz der Freudigkeit aber, mit der Zehender seine Berufspflichten und seine von ihm freiwillig übernommenen Aufgaben zu erfüllen sich bestrebte, fing doch die Frage nach seiner Zukunft an, ihn immer mehr zu drücken. Er hatte nun acht Jahre die Gemeinhelferstelle und den Unterricht an der Knabenrealschule, fünf Jahre die Lehrstelle an der Mädchenschule versehen, alles zusammen für einen Gehalt von ca. 1200 Fr., und daneben sich durch seine Schriftstellerei Einiges erworben; aber von einem abgeschlossenen Wirkungskreise war eben doch keine Rede; und so fragte er sich oft, wann und wie das Räthsel seines Lebens sich noch lösen würde. „Dieses „„auf der Stelle marschiren““, wie es mir oft vorkommt, wobei man nur scheinbar avancirt und doch stets im gleichen train sich dahin bewegt, ist keine leichte Probe von Geduld und Gelassenheit. Doch ist's vielleicht ein Avanciren auf jener Skala: Trübsal, Geduld, Erfahrung, Hoffnung, die nicht läßt zu Schanden werden.“

So schrieb er am 28. Februar 1860. Am 1. Juli desselben Jahres wählte ihn die Gemeinde Dießenhofen an ihre zweite Pfarrstelle, mit der eine Lehrstelle an der Sekundarschule verbunden war. Er hatte nur alle vierzehn Tage zu predigen, weder Kinderlehre noch Konfir-

mationsunterricht, dagegen eine vollständige Wochenarbeit (25 Stunden) durch Unterricht in Deutsch, Geschichte, Französisch, und für eine kleinere Anzahl Schüler auch in Latein und Griechisch. Dafür bezog er 1800 Fr. Besoldung und freie Wohnung in einem kleinen, zwischen andern Gebäuden eingeschlossenen Hause ohne Garten und ohne Aussicht. Aber es war eine selbständige, abgerundete Stellung, und darum begrüßte er sie mit Freuden, obgleich die Trennung von Schule und Vaterhaus in Schaffhausen ihm nicht leicht wurde. Und nun wurde seinem treuen, edeln Herzen endlich auch das Glück zu Theil, wonach er sich schon so lange gesehnt, und auf das er aus äußern und innern Gründen bis jetzt, oft nicht ohne schwere Kämpfe, hatte verzichten müssen, Kämpfe, in denen seine Pietät, sein Zartgefühl, seine fleckenlose Keuschheit, sein Gottvertrauen sich stets bewährt und ihm die Kraft zum Warten gegeben hatte. Im August 1860 verlobte er sich mit Lina Stockar von Schaffhausen, die früher seine Schülerin gewesen war, und fand in ihr die treue, liebevolle, an seinem geistigen Leben mit Freude und Verständniß theilnehmende Lebensgefährtin, die er sich gewünscht hatte. Im Herbst machte er einen Aufenthalt in Paris, um sich im Französischen für die ihm bevorstehende Aufgabe noch mehr zu befestigen. Am 6. Januar 1861 wurde er in sein Amt eingesetzt, und am 29. April seine eheliche Verbindung von seinem Vater eingesegnet, bei welchem Anlaß auch die freundliche Anerkennung seiner Gemeindeglieder in mannigfachen Zeichen sich bezeugte.

Die Stellung unseres Freundes in Dießenhofen war nach verschiedenen Richtungen eine erfreuliche und dankbare. Mußte auch die Aufgabe, 40—50 protestantische, katholische und israelitische Schüler und Schülerinnen in bunter Mischung zu unterrichten, dem reformirten Pfarrer anfänglich etwas fremdartig vorkommen, so bot sie gerade dadurch viel Anlaß zu neuen Beobachtungen und Erfahrungen; neben der Grammatik wurden mit vorgerückten Schülern gern die alten Klassiker Cäsar, Ovid, Xenophon

und Homer wieder hervorgenommen, und neben dem eigenen häuslichen Glück war der Verkehr mit befreundeten Familien sehr wohlthuend. Auch das Gefühl, auf einem weitem kantonalen Felde zu stehen als in Schaffhausen, machte sofort angenehm sich geltend, die Doppelstellung als Lehrer und Geistlicher führte zur obligatorischen Theilnahme an Sekundarlehrerkonferenz und Kirchensynode, und diese Kollegien freuten sich des neuen, tüchtigen Mitgliedes, das auch bald zu besondern Aufgaben zugezogen wurde. So wurde Zehender zum Mitglied einer Kommission für Bearbeitung eines neuen Kirchengesangbuches (nachher vierörtiges Gesangbuch) ernannt, wobei er mit seiner Verbindung von religiöser Gesinnung und poetischer Anlage bemüht war, dogmatische und sprachliche Härten älterer Lieder auszugleichen, hinwieder aber auch originelle Frische in Gedanken und Ausdruck gegen „zeitgemäße“ Verwässerung in Schutz zu nehmen. Noch im Jahre 1868 verfaßte er eine kleine Schrift, um das Gesangbuch beim Volke einzuführen. — Bald war im Thurgau seine Persönlichkeit so anerkannt, daß ihm schon ein Jahr nach seinem Amtsantritt in Dießenhofen sehr lockende Anerbietungen zur Uebernahme einer vollständigen Lehrstelle (Religion, Hebräisch, Deutsch, Geschichte) an der Kantonschule in Frauenfeld gemacht wurden, die er aber aus Dankbarkeit für seine Gemeinde zurückwies. Dagegen konnte er einem Rufe zur Leitung der Mädchenschule in Winterthur nicht widerstehen, mußte doch das Wirken an einer solchen Anstalt nach seiner Persönlichkeit, seinem Bildungsgang und seinen Erfahrungen ihn ganz besonders anziehen, ja ihm die weitere Ausgestaltung dieser Aufgabe als das eigentliche Ziel seines Wirkens erscheinen. Der Abschied von Dießenhofen und vom Pfarramt wurde ihm immerhin nicht leicht; wie sehr die Gemeinde an ihm hing, bewies sie dadurch, daß sie, als ein Jahr nach Zehenders Wegzug der erste Pfarrer plötzlich starb, ihn an dessen Stelle wieder zu gewinnen suchte; und ihm selbst that dieses Vertrauen so wohl, daß er nur nach

schwerem Kampfe es ablehnte, nach Dießenhofen zurückzukehren.

Durch die Ueberfiedlung nach Winterthur trat die Theologie für Zehender etwas mehr in den Hintergrund, doch wendete er sich keineswegs von ihr ab; hatte er für Uebernahme der Pfarrstelle in Dießenhofen ein theologisches Kolloquium vor der thurgauischen Behörde bestehen müssen, um Mitglied der dortigen Geistlichkeit werden zu können, so meldete er sich nun vor Antritt der Stelle in Winterthur freiwillig beim zürcherischen Kirchenrath zu einem Kolloquium, um auch der zürcherischen Synode anzugehören, und bestand dasselbe am 12. Juni 1865 nicht nur „genügend“, sondern „vollkommen befriedigend“, eine wissenschaftliche Leistung, die nicht Jeder zehn und fünfzehn Jahre nach der Ordination gern wieder wagen würde. Und daß die zürcherische Synode ihn gern zu den Ihrigen zählte, bewies sie ihm durch Uebertragung der Synodalpredigt für 1869, welche er am 23. November über Jesaj. 55, 10. 11. hielt. In Winterthur wurde er Mitglied der Gemeinde- und Bezirkskirchenspflege, und gerne half er noch immer da und dort, namentlich erkrankten Freunden, in der Predigt aus. Auch an einem theologischen Kränzchen nahm er thätigen Antheil.

Die Hauptaufgabe seines Wirkens wurde nun aber die pädagogische. Er trat die Lehrstelle an der vierklassigen Mädchenschule zu Ostern 1865 an, und hatte hier Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur, sowie in Geschichte zu ertheilen und zugleich als Prorektor die Leitung der Anstalt zu übernehmen, die, der Altersstufe der Sekundarschule parallel gehend, mehr nach dem Fachsystem eingerichtet war. Nach wenigen Jahren kam die Frage zur Besprechung, ob nicht Kurse zur weitem Ausbildung der Mädchen angeordnet werden sollten; in den Wintern 1869/70 und 1870/71 fanden Vorträge für weibliche Zuhörerinnen statt, die sehr stark besucht wurden und an denen auch Zehender sich mehrfach betheiligte; auf Ostern 1870 wurde der Mädchenschule eine fünfte Klasse

angefügt, 1871 dieselbe vollständig ausgebaut und Ostern 1872 eine sechste Klasse mit dem bestimmten Zweck errichtet, die Ausbildung von Lehrerinnen zu ermöglichen. So stand denn Zehender an der Spitze einer Anstalt, die theils die weibliche Bildung im Allgemeinen pflegte, theils die eigentliche Aufgabe eines Seminars übernahm, und wie er den idealen Sinn, die pädagogische Begabung, den unermüdblichen Fleiß derselben entgegenbrachte, so gewann er auch Kollegen und Schülerinnen zu freudiger Mitwirkung. Das Kollegium der Lehrer fand seinen festen Mittelpunkt in ihm, zu dem sie wie zu einem geistigen Vater aufschauten. Die Schülerinnen wurden von seinem zugleich milden und ernstern Wesen angezogen, ja hingegriffen, und waren ihm mit der wärmsten Verehrung zugethan. Die Eltern schenkten ihm rückhaltloses Vertrauen, und sein Wort, auch wo es ernst und bestimmt eingerissenen Uebelständen entgegentrat, fand überall willige Aufnahme.

Nach 10 Jahren glücklichen Wirkens wurde die Anfrage an ihn gestellt, ob er das Rektorat der neu gegründeten höhern Töchterschule in Zürich übernehmen wolle. Die Antwort wurde ihm nicht leicht; wenn er sie schließlich doch bejahte, so fiel hiebei neben dem Lockenden, was eine solche Stellung in der Hauptstadt des Kantons für ihn haben mußte, das Verhältniß zu leitenden Persönlichkeiten in den damaligen Behörden von Winterthur mit in die Waagschale, deren Anschauungen und Grundsätze er nicht theilen konnte. Dennoch hatte er auch, nachdem er die Zusage gegeben, „bisweilen Zweifelstunden, in denen er sich fragte, ob es nicht tollkühn war, so von sicherm Port auf's weite Meer hinaus zu fahren“ und er nahm an, er werde „wohl ein Jahr lang auf Glauben hin das Netz auswerfen müssen, bis man festen Grund und Boden unter sich habe“. Aber die Tüchtigkeit und die Treue trugen auch hier ihre Früchte. Die mit Ostern 1875 eröffnete höhere Töchterschule erhielt schon 1877 einen dritten Kurs mit dem besondern Zweck, die Ausbildung

zum Lehrberufe zu ermöglichen; 1878 wurde das vierklassige Seminar neben der zweiklassigen höhern Töchter-
schule zum Ausbau gebracht. Auch hier gewann er bald
das Vertrauen von Kollegen, Schülerinnen und Behörden
und war in allen Fragen auf's Sorgfältigste bemüht, den
verschiedenen Wünschen und Interessen, die an der An-
stalt ihre Befriedigung suchten, nach Möglichkeit entgegen-
zukommen. Ein großes Hinderniß stellte sich seinem Ideal
eines Lehrerinnenseminars entgegen: die Forderung „gleicher
Rechte und gleicher Pflichten“ für Alle, die die Patent-
prüfung als Primarschullehrer im Kanton Zürich machen
wollen und damit die Nothwendigkeit eines Lehrplanes,
der im Quantum des zu Lernenden weit über das Noth-
wendige hinausgeht, und vollends auf die Eigenthümlich-
keit der weiblichen Natur keine Rücksicht nehmen kann.
Zehender suchte wenigstens in der Praxis das Möglichste
zu thun, um seine Schülerinnen vor Ueberladung zu
schützen und diejenigen Seiten des Unterrichtes zu heben,
welche nach seiner Ueberzeugung die wichtigsten waren.
Die gesetzliche Regelung der Frage der Lehrerinnenbildung
sollte er nicht mehr erleben.

Im Zusammenhange mit seiner Berufsthätigkeit stan-
den die litterarischen Publikationen dieser zwei Jahrzehnte.
Auf seinen Antrag wurden von 1871 an über die höhere
Mädchenschule in Winterthur Jahresberichte herausgegeben,
die theils den Lehrplan, die Schulchronik zc., theils jeweilen
eine pädagogische Arbeit enthielten. Die Abfassung der
offiziellen Mittheilungen lag selbstverständlich dem Pro-
rektor ob, aber auch von den beigegebenen Arbeiten hat
er mehrere verfaßt, so im ersten Jahresbericht (1870/71):
Ueber den weitem Ausbau der Anstalten für weibliche
Bildung; im zweiten: Ueber die Ausbildung von Lehre-
rinnen; im vierten (1873/74): Ueber Schule und Haus.
Die Gründe, die ihn zu den oben erwähnten Anregungen
für weitem Ausbau der höhern Mädchenschule führten,
sind hier im Einzelnen entwickelt. In ganz ähnlicher
Weise verwendete sich Zehender in Zürich dafür, daß die

von ihm geleiteten Anstalten nicht nur im Jahresbericht der Stadtschulpflege ihre Stelle finden, sondern ihre eigenen gedruckten Programme erhalten, die den Eltern und Schülerinnen alles Nöthige mittheilen, einen Einblick in das Leben der Schule ermöglichen und allgemeinere, mit derselben in Beziehung stehende Fragen erörtern sollten. Er stellte diese Programme vom Schuljahre 1878/80 an zusammen und fügte denselben folgende Arbeiten bei: 1879/80 Rückblick auf die bisherige Entwicklung beider Anstalten; 1880/81 über J. G. Müllers Unterhaltungen mit Serena; 1881/82 Herders italienische Reisen; 1882/83 Geschichtliche Darstellung des öffentlichen Unterrichts für Mädchen in der Stadt Zürich von 1774 bis 1883. Letztere Arbeit war eine Gabe zur schweizerischen Landesaussstellung von 1883.

Als Leitfaden für seinen Unterricht gab er 1871 eine „Uebersicht der deutschen Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ heraus (zum Gebrauche der Schule zusammengestellt, auf Schreibpapier mit freiem Raum zum Eintragen von Ergänzungen und charakteristischen Stellen. Winterthur, Westföling). Mehrmals übernahm er im Anschlusse an die Kurse der höheren Töchter Schule eine Reihe von Vorträgen für weibliche Zuhörer. Von denselben sind im Druck erschienen: „Vorträge über Fragen der Erziehung. Gehalten im Großmünsterschulgebäude im Winter 1877/78.“ Zürich, Schultheß, 1879, und „Litterarische Abende für den Familienkreis. Biographische Vorträge über Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, gehalten in der Großmünsterschule 1884/85“, sein letztes Werk, dessen Druck demnächst zum Abschlusse gelangt, und dessen Korrektur Behender noch auf dem Krankenbette beschäftigte. Im Zusammenhange mit der Gründung des Pestalozzi-Instituts stand die Herausgabe von Pestalozzi's „Rienhard und Gertrud“, die er mit Dr. F. Staub und Dr. D. Hunziker besorgte. (Volks- und Jubelausgabe. Zürich, Schultheß. 1. u. 2. Theil 1881. 3. u. 4 Theil 1884.) Und als Frucht

seiner Bemühungen um die Jugendschriften erschien „Kurze Uebersicht der Entwicklung der deutschen Jugendlitteratur, begleitet von Rathschlägen zu Begründung von Jugendbibliotheken“, Zürich, Schultheß 1880.

Eine eigenthümliche Begabung Zehenders war die für Gelegenheitspoesie. Schon in der allerersten Zeit seines Wirkens in Schaffhausen, und weiterhin veranlaßte und leitete er kleine Dialoge und dramatische Aufführungen in häuslichen Kreisen bei Weihnachts- und Neujahrsfestlichkeiten, Hochzeiten u. s. w. Die hiesür von ihm gedichteten kleinen Stücke fanden so vielen Anklang, daß auch weitere Kreise sie kennen zu lernen und zu benutzen wünschten, und so gab er allmählig fünf Bändchen „Hauspoesie“ heraus, eine „Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung im Familienkreise“. Das erste Bändchen erschien 1866; alle haben mehrere Auflagen erlebt. 1882 erschien eine Gesamtausgabe (Huber, Frauenfeld.) Andere seiner Gedichte finden sich gedruckt in den Verhandlungen der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft, der schweizerischen Prediger-Gesellschaft, dem Festbest der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft zc.; manche sind auch einzeln für bestimmte Anlässe gedruckt worden. Zehender machte nie darauf Anspruch, ein Dichter zu sein, aber er hat durch die freundliche Bereitwilligkeit, festlichen Anlässen eine poetische Weihe zu geben, durch die Anmuth, die Herzlichkeit, den fröhlichen Humor, die seine Produktionen belebten, unzählige Male nicht nur Kurzweile und Heiterkeit verbreitet, sondern vielen Herzen wirklich wohlgethan.

Wir haben noch mit einigen Worten seiner Betheiligung an Arbeiten und Bestrebungen zu gedenken, die nicht direkt zu seinem Berufswirken gehörten, aber insoweit doch zu demselben in Beziehung standen, als sie alle irgendwie zur Hebung des Wahren, Schönen und Guten im Volke, zur Belebung des Sinnes für Kunst, für freundliche Gestaltung des Lebens, für Hebung des allgemeinen Wohles, mit Einem Worte der Pflege des im edelsten Sinne

Menschlichen mitwirken sollten. Schon in Schaffhausen war er 1856 ein Mitgründer des historisch-antiquarischen Vereins und half die kantonale gemeinnützige Gesellschaft neu ins Leben rufen. In Dießenhofen war er Mitglied der gemeinnützigen und der Kasinogesellschaft. Auf seine Initiative wurde hier eine Sonntagsschule für Lehrlinge ins Leben gerufen, in welcher er selbst über Geschichte, die übrigen Lehrer des Ortes in andern Fächern Vorträge hielten. In Winterthur war er Mitglied und längere Zeit Präsident des Kurstvereins, der unter seiner Leitung in hoher Blüthe stand, so daß an seinen Festabenden mehr als hundert Mitglieder theilnahmen. In Zürich gab der schweizerische Lehrertag (September 1878) Veranlassung zu einer Ausstellung von Erinnerungen an H. Pestalozzi, welche Zehender mit Rektor D. Hunziker veranstaltete, und der Wunsch, dieselbe ihrem bedeutungsvollsten Theile nach bleibend zu erhalten, führte zur Gründung des Pestalozzi-Führers, zu der Zehender die erste Anregung gab und die er mit dem genannten Freunde ins Leben rief.

Der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gehörte Zehender seit 1856 an, und es war ihm eine Freude, ihre Versammlungen in den verschiedensten Kantonen zu besuchen. Für ihre Zeitschrift (IX. Jahrgang 1870) schrieb er einen Aufsatz: „Reformen auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung und deren Hindernisse“, und war überhaupt eine Zeit lang bei der Redaktion dieser Zeitschrift betheilig. Als Mitglied der Zentralkommission stand er in den letzten Jahren an der Spitze der Fortbildungsschulkommission. Der schweizerische Lehrerverein wählte ihn 1880 zum Präsidenten der schweizerischen Jugendschriftenkommission, und diese Stellung veranlaßte ihn, für die schweizerische Landesausstellung von 1883 eine Musterbibliothek deutscher Jugendschriften nebst Katalog zusammenzustellen.

Seit Oktober 1881 leitete er mit einigen andern Männern den von der gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Zürich gegründeten Arbeiterlesesaal in der Schipfe, der im Winter jeden Abend von 8—10 Uhr für Lektüre und

Schreiben geöffnet ist; für die je an den Dienstagen stattfindenden Vorträge suchte er Mitwirkende zu gewinnen und übernahm selbst eine Reihe derselben. Für die Mehrung und Sichtung der Bibliothek war er besorgt, und trotz aller Arbeit des Tages erschien er frisch und munter in diesem Kreise, dessen Gedeihen ihm besonders am Herzen lag.

Auch für die Gründung der Kindergärten in Zürich wirkte er schon bei den Vorarbeiten (seit Herbst 1876) eifrig mit und blieb stets im Vorstand des Vereins; ebenso im schweizerischen Verband, nicht weil er gemeint hätte, das Haus solle so früh als möglich sich der Kinderpflege entziehen, sondern weil er wußte, daß thatsächlich namentlich in städtischen Verhältnissen viele Mütter für ihre Kinder nicht sorgen können und so ein geeigneter Ersatz gesucht werden müsse.

Suchen wir nach Aufzählung der manigfaltigen Kreise, an denen Zehender neben seiner eigentlichen Berufsaufgabe bethätigt war, für sein ganzes Wirken einen Mittelpunkt, so dürfen wir ihn wohl mit einem oben genannten Worte Zehenders aus dem Jahre 1855 so bezeichnen: „Menschen zu bilden nach Gottes Ebenbilde.“ Das war die Art, wie er seinen Beruf als Geistlicher und Lehrer auffaßte, das auch seine Antwort auf die „soziale Frage“. Gerade weil er ein Herz hatte für die Bedürfnisse und die Noth des Volkes, war er ein Feind abstrakter Theorien, die an der Rettung verzweifeln oder zu unfruchtbaren Träumereien führen. Darum trat er zwei Mal in den offiziellen Versammlungen der zürcherischen Lehrerschaft im Namen der Pädagogik entschieden gegen Versuche auf, solchen Theorien gleichsam den Stempel der Anerkennung von Seiten dieser Lehrerschaft aufzudrücken. Das eine Mal geißelte er in freiem Vortrage vor der im Anschluß an den schweizerischen Lehrertag am 8. September 1874 in Winterthur versammelten Schulsynode das namentlich aus Hartmanns Philosophie des Unbewußten abgeleitete Verlangen einer Umgestaltung der pädagogischen Grund-

prinzipien, und wies nach, wie jede Pädagogik, wenn sie nicht sich selbst preisgeben wolle, mit aller Energie die Freiheit des Willens und die Möglichkeit einer erfolgreichen Einwirkung auf den Charakter durch geistige Mittel betonen müsse. Das andere Mal, an der Schulsynode vom 22. September 1884 in Zürich, protestirte er dagegen, daß das vom Proponenten gewählte Thema: „Volksschule und Volkswirthschaft“ in der durch die angekündigten Thesen bezeichneten Ausführung auf die Traktandenliste gesetzt werde, weil die Behandlung dieser Thesen außerhalb des Gebietes der Schule liege, die Lehrer nicht ein politischer Kongreß seien, der die Neubildung der Gesellschaft diskutire, und das Jubiläum der Synode nicht dadurch gestört werden dürfe. (Synodalverhandlungen S. 169.) Nicht in der Betonung der Ständeunterschiede und des Klassenhasses konnte er das Heil der Gesellschaft erblicken, sondern in der positiven Arbeit zur Heilung der Schäden des Volkes. Darum wollte er die unmündige Jugend sammeln, damit sie nicht der Verwahrlosung anheimfalle, darum dem erwachenden geistigen Leben eine gesunde Nahrung durch sorgfältig gewählte Lektüre sichern, darum den jungen Arbeitern für die freien Stunden geistige Erholung bieten, damit sie nicht im Wirthshausstreiben verdorben werden; darum wollte er die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechtes fördern, damit die materiell günstig gestellten Mädchen ihre Zeit nicht den Modestragen opfern und in Blasirtheit verfallen, sondern die besten Kräfte ihres Geistes und Herzens geweckt, denen aber, welche ihr Brot zu verdienen suchen müssen, zugleich Wege eines ihrer Natur angemessenen Wirkens geöffnet werden. Darum nahm er an den Vereinigungen Theil, welche die Prosa des Alltagslebens durch die Weihe der Kunst und edlerer Geselligkeit zu verschönern suchen; darum suchte er durch seine poetischen Beiträge überall Freude zu machen, die Stunden freundlichen Beisammenseins mit lieblichen Blumen aus dem Garten des Lebens zu schmücken. Er glaubte an die Freundlichkeit Gottes gegen die Menschenkinder und

darum opferte er Zeit und Kraft, um sie diese Freundlichkeit fühlen zu lassen.

Die Vielseitigkeit seines beruflichen und gemeinnützigen Wirkens hinderte aber Zehender nicht, auch als Gatte und Vater seine Pflichten aufs treueste zu erfüllen. Es war ihm eine große Wohlthat, alle seine Gedanken und Gefühle mit der Lebensgefährtin auszutauschen, und als ihm in Dießenhofen ein erster, in Winterthur ein zweiter und dritter Sohn geboren wurde, beobachtete er mit der herzlichsten Freude die allmälige Entwicklung der Kindesnatur und des jungen Geisteslebens von Stufe zu Stufe. Doch mußte er auch den Schmerz kennen lernen, den das Hinsinken eines Kindes den Eltern bringt, als der jüngste Knabe starb, ehe er drei Jahre alt war. Die Trauer über seinen Hinschied wurde dann den Eltern durch die Geburt eines vierten Sohnes gemildert. Doch über dem engsten Kreise blieb das elterliche Haus in Schaffhausen nicht vergessen; auch nach dem Hinschiede von Vater und Mutter, die beide ein hohes Alter erreichten, blieb den Schwestern der Bruder die treueste Stütze. Wie treu Zehender seinen Freunden zugethan war, wie gern er mit ihnen sich besprach, über das, was ihn bewegte, darüber geben die oben zitierten Stellen aus seinen Briefen einige Andeutungen.

Die letzten zwei Jahre waren schwer für unsern Freund; am 24. Februar 1883 starb nach längerem Leiden seine Gattin, deren Tod ihn tief erschütterte; seine beiden ältern Söhne, denen er noch auf dem Weg in die Berufslehre seinen Rath hatte geben können, waren nicht mehr im Vaterhause; so suchte er denn wenigstens dem jüngsten in treuester Fürsorge sich zu widmen. Da wurde ihm im Frühjahr 1885 eine Schwester durch jähen Tod gerade in der Zeit entrisen, als er von der Arbeitslast, die das Ende des Schuljahres jeweilen für ihn brachte, ohnehin erschöpft war. Von diesem Schlage erholte er sich nicht mehr. Wohl schien ein kurzer Aufenthalt auf dem Rigi ihn neu gestärkt zu haben; das erste Vierteljahr des Kurses wurde wieder in gewohnter Pflichttreue durchgeführt. Noch

einmal nahm er in den Sommerferien, wie er es Jahrzehnte hindurch stets mit neuem Genuß gethan, den Wanderstab zur Hand, um in der Herrlichkeit der Alpeennatur sich zu erfrischen. Die gleiche Freude hatte er auch seinen Schülerinnen zugedacht, indem er sie für einige Tage an den Gotthard führen wollte, damit so manche von ihnen, denen dies noch nie zu Theil geworden, aus eigener Anschauung den herrlichen Aufbau unserer Gebirgswelt kennen lernen könnten. Aber er konnte sie nicht mehr begleiten; ohne daß er es selbst ahnte, war durch alles, was er geleistet und ertragen, seine Kraft untergraben, so daß er einem Herzleiden, welches sich entwickelt hatte, nach wenigen Wochen am 24. September erlag. Wie tief die Trauerkunde alle ergriff, die ihm nahe standen, ihn seit Jahrzehnten geliebt und hoch geachtet oder in kurzer Zeit sein Wirken und seine Gesinnung schätzen gelernt hatten, zeigte die Begräbnißfeier am 27. September. Indem wir auch durch diese Zeilen einen Beitrag dazu zu geben suchen, daß sein Bild unter uns fortlebe, dürfen wir unter dasselbe wohl den Spruch setzen, welchen der Selige zum Text seiner ersten Predigt (in Spandau am 29. Dezember 1850) gewählt und welchen sein Vater den Segenswünschen zu Grunde legte, mit welchen er des treuen Sohnes Ehebund weihte:

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

F. M.-B.